

IV. BOOK REVIEWS – REZENSIONEN – RECENSIONES

IV.1 Exegese (Erstes Testament, Neues Testament, Jüdische und frühchristliche Schriften) und Hermeneutik / Biblical Studies (Old Testament, New Testament, Literature of Early Judaism and Early Christianity) and Hermeneutics / Exégesis (Antiguo Testamento, Nuevo Testamento, escritos judíos y del cristianismo primitivo) y Hermenéutica

Sigrid Eder, *Wie Frauen und Männer Macht ausüben. Eine feministisch-narratologische Analyse von Ri 4*, Herders Biblische Studien 54, Freiburg u.a. 2008, 384 p., ISBN 978-3-451-29784-7, € 60,00 / SFR 99,90

Das Thema „Macht“ stand am Anfang der feministischen Bewegung und feministischer Theorien in den 70er Jahren. Als Thema Feministischer Theologie und Exegese hat es erst in den letzten Jahren zunehmend an Bedeutung gewonnen (vgl. hierzu z. B. meine eigene Untersuchung „Gender, Sexualität und Macht in der Anthropologie des Richterbuches“, Stuttgart 2006). Das vorliegende Buch von Sigrid Eder bietet einen weiteren Zugang zum Thema Macht und Geschlecht. Dabei steht wieder der schon häufig behandelte Text aus dem 4. Kapitel des alttestamentlichen Richterbuches im Mittelpunkt der Auslegung. Der ausgewählte Text erzählt von dem gewaltvollen und kriegerischen Konflikt zwischen Kanaan und dem Volk Israel. Bei der Rettung Israels und dem Untergang seiner Feinde sind zwei Frauen (Debora und Jaël) sowie zwei Männer (Barak und Sisera) ProtagonistInnen. In der Einleitung des vorliegenden Buches (Teil I) klärt Sigrid Eder zunächst ihre hermeneutischen Prämissen und Herangehensweisen und stellt anschließend ihre methodologischen Grundlagen (Teil II) vor. Zusammenfassend leitet sie zur Darstellung des narratologischen Analysemodells von Mike Bal über, das sie in ihrer Arbeit verwendet. In Teil III führt sie in das Buch der Richter ein und legt in Teil IV Ri 4 mit Hilfe syntaktischer und semantischer Beobachtungen aus. Teil V bietet unter dem Stichwort „Macht und Geschlecht in Richter 4“ eine Zusammenschau der Forschungserträge aus der syntaktischen und semantischen Analyse sowie Ergebnisse aus der narratologischen Untersuchung.

Dabei stehen die Erkenntnisse im Hinblick auf die Machtkonstellationen des Textes im Mittelpunkt.

In der Analyse von Ri 4 kommt Eder zu dem Ergebnis, dass es hier nicht einfach um übermächtige Täter oder ohnmächtige Opfer geht, sondern viele unterschiedliche Weisen dargestellt werden, an Macht zu partizipieren und sie handelnd auszuüben. Eine geschlechtsspezifische Zuschreibung sei ebenfalls nicht auszumachen. Eder versucht aufzuzeigen, dass durch den Text der Blick der LeserInnen auf das Schicksal der jeweils Unterlegenen gelenkt werde. Dabei spiele die Partei und Zugehörigkeit der einzelnen Personen keine Rolle. Eder kommt dabei zu der überraschenden These, dass Ri 4 ein gewaltkritischer Text sei. Die Erzählung nehme in jeder Szene die Situation der Unterdrückung wahr und lenke den Blick auf die jeweils Unterlegenen, unabhängig vom Geschlecht und ihrer Zugehörigkeit zu Kanaan oder Israel. Auf diesem Hintergrund decke die Erzählung Gewalt auf, wende sich gegen die Leben zerstörende Gewalt und biete somit einen konstruktiven Umgang mit Macht und für eine gewaltfreie Konfliktlösung.

Für LiebhaberInnen narratologischer Exegese bietet die Analyse Sigrid Eders sicherlich interessante und neue Einblicke. Ihre Lesart einer gewaltkritischen Tendenz in Ri 4 bedarf jedoch noch einer weiteren Überprüfung. Ebenso lässt sich fragen, ob eine Parteilichkeit für die jeweils Unterlegenen im Text, die die Autorin postuliert, ohne die Rekonstruktion eines sozialgeschichtlichen Hintergrundes möglich und sinnvoll ist. Auf jeden Fall leistet die methodisch strukturierte Studie einen lesenswerten Beitrag zur Exegese von Ri 4 und zum Thema Macht in der Bibel.

Renate Jost (Neuendettelsau – Germany)

Anni Hentschel, *Diakonia im Neuen Testament. Studien zur Semantik unter besonderer Berücksichtigung der Rolle von Frauen*, Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament 2. Reihe, Bd. 226, Tübingen: Mohr Siebeck 2007, 498 p., ISBN 978-3-16-149086-6, € 79,00

Was *Diakonia* ist, scheint nicht besonders strittig. In den Kirchen – und besonders in den deutschen protestantischen Kirchen – wird mit dem Wort „Diakonie“ das sozial-karitative Engagement bezeichnet, und das zugehörige Amt wird als ein Dienstamt der Nächstenliebe verstanden (1). Dies wird in der Regel auf das neutestamentliche Wortfeld *diakonia ktl* zurückgeführt, von dem alle „irgendwie“ wissen, was es bedeutet.

Anni Hentschel zeigt in ihrer von Oda Wischmeyer (Erlangen) betreuten und im Kontext des Würzburger Graduiertenkollegs zur „Wahrnehmung der Geschlechterdifferenz in religiösen Symbolsystemen“ (Bernhard Heiningen) erstellten Dissertation, dass dieser scheinbare Konsens ein Trugschluss ist. Er beruht auf einem Bedeutungsspektrum des Wortfeldes, wie er sich grundlegend in dem Artikel von *Hermann Wolfgang Beyer* im *Theologischen Wörterbuch zum Neuen Testament* von 1934 findet. *Diakoneo ktl* bedeute demnach „den niedrigen, untergeordneten Dienst von Frauen und Sklaven, insbesondere als Tischdienst, und sei im Neuen Testament v. a. als Dienst der Barmherzigkeit und Nächstenliebe gemäß dem Vorbild Jesu Christi in seiner Bedeutung spezifiziert worden“ (1-2). Unterschiede im Verständnis der *Diakonia* ergeben sich vor allem im Verständnis des daraus abgeleiteten Aufgabengebietes, und zwar sowohl im Blick auf heutige ekklesiologische Vorstellungen, als auch im Blick auf die neutestamentlichen Gemeinden. Während es bei Männern meist im Sinne eines Amtes verstanden wird, wird es, sobald man sich Frauen darunter vorstellt, viel eher mit unspezifischen karitativen Liebestätigkeiten verbunden.

Die vorliegende Untersuchung weist nach, dass das von *Beyer* und zahllosen Nachfolgestudien vorausgesetzte Bedeutungsspektrum des Wortfeldes weder dem außerbiblischen noch dem biblischen Sprachgebrauch gerecht wird und dass dies natürlich weitreichende Folgen für das Verständnis der entsprechenden neutestamentlichen Texte hat. Dazu skizziert sie in einem ersten Kapitel zunächst den neutestamentlichen Befund (6-11), portraitiert einige wegweisende Forschungspositionen, darunter auch feministische wie *Luise Schottroff* und *Elisabeth Schüssler Fiorenza* sowie die für ihre Arbeit grundlegenden von *Dieter Georgi* und *John N. Collins* (11-24), stellt einige methodologische Überlegungen zur semantischen Untersuchung an (24-34) und wendet sich sodann der Wortgruppe in profangriechischen (34-61) sowie jüdisch-hellenistischen Schriften zu (61-85). Dabei kommt sie – in weitgehender Übereinstimmung mit *Collins* – zum Ergebnis, dass die insgesamt eher selten begegnende Wortgruppe nicht zur Alltagssprache gehört und auch „nicht grundsätzlich die niedere Hausarbeit oder den Tischdienst von Frauen und Sklaven bezeichnet“ (85). Sondern zentral ist der Aspekt der *Beauftragung*. Entsprechend meint das Verb *diakoneo* meist „eine Tätigkeit, die im Auftrag einer weiteren Person zu erledigen ist“ (86), und ein *diakonos* ist derjenige, der als Beauftragter diesen Auftrag ordnungsgemäß, schnell und zuverlässig erledigt. Dies kann im Bereich der Übermittlung von Nachrichten, der Ausführung von Botengängen und verschiedensten Aufträgen – oder auch im Bereich der Hausarbeit

und Aufwartung sein. Zwar steht der Beauftragte in einem hierarchischen Verhältnis zu seinem Auftraggeber, doch kann er gegenüber seinen Adressaten durchaus mit entsprechender Autorität auftreten, um seinen Auftrag auszuführen. Das Lexem gibt dabei per se keinerlei Auskunft über den Status oder das Geschlecht des Beauftragten; es können sowohl Könige als auch Sklaven, oder Frauen ebenso wie Männer als *diakonos* bezeichnet werden. Insgesamt ist stets der genaue Kontext zu analysieren, um die jeweilige Bedeutung des schillernden Begriffs herauszuarbeiten. Dies gilt auch und gerade für die neutestamentlichen Texte, für die sich zeigen lässt, dass sie gerade *nicht* einen Begriff der Alltagssprache aufnehmen und ihn in spezifischer Weise für religiöse Zusammenhänge umprägen, sondern dass sie den Begriff – wiewohl je unterschiedlich – analog zur außerbiblischen Verwendung gebrauchen. So muss ein *diakonos* keinesfalls von einer Grundbedeutung des Tischdienstes her erklärt werden, sondern ist im Horizont der griechischen Sprache als ein – wofür auch immer – *Beauftragter* zu verstehen.

Diese Erkenntnisse haben Konsequenzen für die Lektüre neutestamentlicher Texte. Diese werden in den Kapiteln 2-5, die zweifellos den Schwerpunkt der Untersuchung bilden, ausgelotet. Die Untersuchung lässt sich dabei – durchaus angemessen – von der Häufigkeit und Bedeutung des Vorkommens der Wortgruppe in den neutestamentlichen Texten leiten. Kapitel 2 widmet sich daher dem Wortgebrauch in den authentischen paulinischen Briefen (90-184). Kapitel 3 wendet sich dem Lukasevangelium (185-295) und Kapitel 4 der Apostelgeschichte (298-382) zu. Ein etwas kleineres 5. Kapitel beschäftigt sich mit der Verwendung der Wortgruppe in den deuteropaulinischen Briefen sowie der Didache, dem ersten Clemensbrief und den Ignatiusbriefen (383-432). Eine ausführliche Zusammenfassung, eine umfangreiche Bibliographie und ein dreiteiliges Register runden das Buch ab.

Die Arbeit spannt einen Bogen über sehr viele und sehr unterschiedliche Texte, verliert aber trotz ihrer Gründlichkeit und Detailgenauigkeit nie den roten Faden aus den Augen. Zusammenfassungen nach allen wichtigen Untersuchungsschritten sowie eine klare und verständliche Sprache machen die Dissertation zu einem sehr gut lesbaren Buch. Die Ergebnisse sind dazu angetan, manche neutestamentlichen Texte in ein neues Licht rücken zu lassen.

Paulus kann zunächst in einem sehr breiten Sinne „alle Aufgabenbereiche der Gemeinde, von der Leitung über die Verkündigung bis hin zu organisatorischen

und karitativen Tätigkeiten als *diakoníai*, als offizielle Beauftragungen im Namen Christi, charakterisieren (1 Kor 12,5)“ (434). Mit Hilfe des Verbalsubstantivs *diakonos* kann er „seine Rolle als von Gott beauftragter und autorisierter Botschafter des Evangeliums sowie den damit verbundenen Autoritäts- und Wahrheitsanspruch seiner Mission ausdrücken“ (435) – und dies besonders, wenn seine eigene Arbeit in Zweifel gezogen wird (2 Kor 3-6; 11). Semantisch rückt der Begriff damit in die Nähe des Aposteltitels, wobei bei diesem nicht so sehr der Aspekt der Beauftragung, als vielmehr die Sendung im Zentrum steht. Paulus verwendet diesen Begriff aber nicht nur für sich selbst, sondern auch für andere Menschen, die mit ihm oder unabhängig von ihm in der Verkündigung arbeiteten. Das deutet darauf hin, dass der Begriff grundsätzlich dazu geeignet war, Personen zu bezeichnen, die im Auftrag Gottes bzw. Christi das Evangelium an Menschen übermittelten, und dass er als *eine* Funktionsbezeichnung neben anderen für GemeindeleiterInnen und MissionarInnen verwendet wurde. In diesem Horizont sind auch die Tätigkeit Phöbes als *diakonos* der Gemeinde von Kenchreä (Röm 16,1-2) sowie die *diakonoí* aus Phil 1,1 zu interpretieren, wobei letztere keineswegs nur als reine Männergruppe vorzustellen sind, wie nicht zuletzt die besondere Erwähnung von Evodia und Syntyche in Phil 4,2 deutlich macht.

Das lukanische Doppelwerk zeigt zwar in einigen Aspekten, besonders in der Apostelgeschichte, eine große Nähe zur Wortverwendung bei Paulus, weist aber auch deutliche Unterschiede zu dieser auf. So wird die *Diakonia* im Sinne der von Gott legitimierten Verkündigung auf Paulus und die Zwölf beschränkt, was einen eklatanten Unterschied zum Wortgebrauch in den Paulusbriefen darstellt. Außerdem wird das Verbalsubstantiv *diakonos* nicht verwendet, obwohl vorauszusetzen ist, dass der Verfasser entsprechende Bezeichnungen für GemeindeleiterInnen kannte. In einer Zeit der Gefährdung der Überlieferung durch abweichende Lehren, so Hentschels These, vermeide es Lukas auf diese Weise, den GemeindeleiterInnen der eigenen Zeit Identifikationsfiguren vor Augen zu stellen, auf die sie sich als „Vorgänger im Amt“ berufen könnten (in der Miletrede Apg 20 werden – im Unterschied zu ihrer späteren Rezeption – gerade *keine* „Nachfolger“ des Paulus eingesetzt). Denn die Zeit der von Gott autorisierten Verkündigung durch Paulus und die Zwölf sei nach Lukas definitiv abgeschlossen, und die gegenwärtigen Funktionsträger in den Gemeinden sollen ihre Aufgaben „nicht als Herrscher, sondern als Beauftragte pflichtgemäß und ohne falsches Statusstreben“ ausüben (439).

Im Blick auf die Rolle der Frauen im lukanischen Doppelwerk und insbesondere im Lukasevangelium kommt Hentschel (im Unterschied zur 1998

erschienenen Untersuchung der Rezensentin) zum Schluss, dass Lukas durch seine Art und Weise des Erzählens die Rolle von Frauen auf praktisch-materielle Unterstützung reduziere und für sie keinerlei Leitungs- oder Verkündigungsaufgaben vorsehe (vgl. die Kritik an der *diakonia* der Marta in Lk 10,38-42). Damit stellt sie Lukas in eine Linie mit der in den Pastoralbriefen zu beobachtenden restriktiven Tendenz gegenüber Frauen. Doch während nach Hentschel Texte wie 1 Tim 2,11f Frauen für die Zukunft aus entsprechenden Gemeindefunktionen ausschließen wollten, lösche Lukas die Erinnerung an Frauen aus, die in der Nachfolge Jesu und in der frühchristlichen Mission als beauftragte Verkünderinnen und Zeuginnen aktiv waren.

Als eine weitere lukanische Besonderheit muss die metaphorische Verwendung des Lexems im Sinne des Tischdienstes angesehen werden. Damit hat Lukas „einen entscheidenden Beitrag dazu geleistet, dass neben der Betonung der Autorität eines Amtsträgers die verpflichtende und sich auf praktisch-materielle Verantwortung erstreckende Dimension eines christlichen Amtsverständnisses nicht übersehen werden darf“ (441).

In der spätneutestamentlichen und nachneutestamentlichen Briefliteratur lässt sich schließlich beobachten, dass *diakonos* sich zu einem Amtsbegriff mit leitenden Funktionen und insbesondere mit Verkündungsverantwortung entwickelt. Jedoch geschieht die Beauftragung nicht mehr direkt durch Gott bzw. Christus, sondern zunehmend ist die Vorstellung einer Einsetzung durch die Gemeinde oder deren Leiter zu beobachten. Und da letztere zunehmend an Tugend- und Rollenvorstellungen der Zeit gemessen werden, gehört dazu mehr und mehr die Erwartung, dass diese Gemeindeverantwortlichen *Männer* sind.

Ein sehr lesenswertes Buch!

Sabine Bieberstein (Bamberg / Eichstätt – Germany)

IV.2 Kirchen- und Religionsgeschichte / Church history and history of religions / Historia de la Iglesia y de las Religiones

Christiana de Groot / Marion Ann Taylor (eds), *Recovering Nineteenth-Century Women Interpreters of the Bible*, Society of Biblical Literature Symposium Series 38, Leiden: Brill u.a. 2007, 244 p., ISBN 978-90-04-15109-3, € 93,00 / US\$ 139,00

Seit vielen Jahrhunderten lesen, reflektieren und schreiben Frauen über die Bibel. Oft sind ihre Einsichten verloren gegangen oder in Vergessenheit

geraten. 1993 hat die Historikerin Gerda Lerner Frauen dargestellt, die sich im 19. Jahrhundert in der US-amerikanischen Frauenrechtsbewegung engagiert haben und sich dabei auf die Bibel beriefen. Das vorliegende Buch knüpft an Lerner an und beschränkt sich dabei ebenfalls auf Frauen des 19. Jahrhunderts aus dem englischen Sprachraum. Erklärtes Ziel beider in den USA lehrenden Biblikern ist es dabei, nur solche Frauen zu behandeln, die bisher nicht als Auslegerinnen der Bibel in den Blick traten. Dreizehn Frauen aus verschiedenen kirchlichen Traditionen werden vorgestellt; zum Teil ist ihr Name und Lebenslauf weit über England oder die USA hinaus bekannt, allerdings wegen anderer Aktivitäten: so etwa Florence Nightingale (als Verwundetenpflegerin im Krimkrieg), Josephine Butler (als Sozialreformerin und Frauenrechtlerin), Harriet Beecher Stowe (als Autorin), Christina Rossetti (als Poetin) oder Annie Besant (als Freidenkerin und politische Aktivistin).

Alle beschriebenen Frauen haben Werke verfasst, in denen sie Schriftstellen kommentiert haben. Die Gattungen sind dabei – mit Blick auf den unterschiedlichen Adressatenkreis – sehr unterschiedlich und reichen von Kommentaren zu einzelnen Büchern der Bibel (Mary Ann Schimmelpenninck über die Psalmen, Christina Rossetti über die Offenbarung des Johannes), über katechetische Werke mit erzieherischem Anliegen (Sarah Trimmer, Mary Cornwallis, Sarah Ewing Hall) hin zur tagebuchartigen, nur für den persönlichen Gebrauch bestimmten Kommentierung der eigenen Bibel (Florence Nightingale). Auch das Maß der Aneignung der historisch-kritischen Methode ist sehr unterschiedlich; so entschieden sich Mary Ann Schimmelpenninck für ihren Psalmenkommentar und Elizabeth Rundle Charles trotz Kenntnis der in ihrer Zeit aufkommenden kritischen Bibelwissenschaft für eine vorkritische, so genannte „figurative“ Bibelauslegung, da sie ihnen offensichtlich eine spirituelleren Auslegung und so eine Verbindung zwischen den Bibeltexten und ihrem eigenen Leben ermöglichte. Viele lesen das Erste im Lichte des Zweiten Testaments. Manche konzentrieren sich in ihren Auslegungen auf solche Bibelstellen, die sie vom liturgischen Gebrauch her kannten (Trimmer); eine Frau wie Catherine McAuley, die Begründerin der Sisters of Mercy in Irland, ließ sich für ihre Gemeinschaft von Leben und Lehre Jesu inspirieren und nahm dabei manche heutigen Ansätze und Fragen der Schriftinterpretation vorweg (77-79). Die meisten Frauen beherrschten neben ihrer hohen Bildung die klassischen Sprachen. Sie wurden von ihren Vätern oder Ehemännern in der Bibellektüre bestärkt und gefördert. Manche Frauen identifizierten sich mit biblischen Frauen (starke Mütter bei Beecher Stowe, Hagar bei Butler) oder erkannten in Christus mütterliche Züge Gottes; andere wählten Männer als ihre

Identifikationsfigur (Joseph, Sohn Rachels und Jakobs, bei Nightingale). Eine Frau wandte sich der Theosophie zu, da für sie die Bibel zu sehr ein Zeugnis des Patriarchats war (Besant).

Die Auswahl der Frauen richtete sich nicht nach dem Reifegrad ihres Feminismus; bei manchen – wie etwa bei Mary Cornwallis – ist lediglich die Rede von einem „embryonic feminism“ (49). Andere wurden durch ihre Arbeit und ihren Einfluss – bisweilen ungewollt – Vorreiterinnen der Frauenemanzipation (so etwa die Tochter und Schwester eines Bischofs, Elizabeth Wordsworth, die 1878-1909 erste Rektorin des anglikanischen Studentinnenheims Lady Margaret Hall in Oxford wurde und eine wichtige Rolle für das Frauenstudium spielte). Auffällig ist jedoch, dass die allermeisten der hier behandelten Frauen – ganz gleich, ob sie an der im 19. Jahrhundert üblichen Frauenrolle festhalten, sie betonen (Beecher Stowe) oder sie durch ihr Handeln in Frage stellen (Nightingale) – die Bibel als Bestärkung ihres Anspruchs auf Auslegung der Schrift und ihres Handelns benutzen (so etwa McAuley).

Das Buch ist ausgesprochen gut lektoriert; meine Kritik beschränkt sich auf Kleinigkeiten, wie die überflüssigen Fußnoten 19 und 20 auf S. 143 (hier hätte je ein Verweis auf den Beitrag im gleichen Buch genügt) oder den fehlenden Hinweis, dass das Zisterzienserinnenkloster Port-Royal auf königlichen Befehl zerstört und nicht lediglich aufgelöst wurde (85).

Der Band enthält eine instruktive Einführung der Herausgeberinnen (1-17), einen „Index of Ancient Sources“ (aus Bibel, Antike und vormoderner Zeit, 235-240) sowie ein Verzeichnis moderner Autorinnen und Autoren (241-244). De Groot und Taylor betreten Neuland und machen Lust auf die Wieder-Entdeckung weiterer Frauen und ihrer Bibelauslegungen in anderen Kulturen und Sprachen.

Angela Berlis (Haarlem – The Netherlands)

IV.3 Systematische Theologie, Ökumene und Interreligiöser Dialog / Systematic Theology and Interreligious Dialogue / Teología sistemática, Ecumenismo y Diálogo interreligioso

Christina von Braun / Bettina Mathes, *Verschleierte Wirklichkeit. Die Frau, der Islam und der Westen*, Berlin: Aufbau Verlag 2007, 476 p., ISBN 978-3-351-02643-1, € 24,95 / SFR 47,60

Nur selten wird ein Werk der Genderforschung in der öffentlichen Debatte dermaßen kontrovers zur Kenntnis genommen wie die „Verschleierte

Wirklichkeit“. „Mondial“ nennt es zum Beispiel Susanne Mayer in der Zeit (DIE ZEIT, 22.03.2007 Nr. 13). Sie liest es als „Partitur eines ungewöhnlichen wissenschaftlichen Konzerts, das Klängen aus Orient und Okzident aufs Erstaunlichste Raum gibt“. Pauschal verdammt wird dagegen die vermeintliche „Apologie des Schamtuchs“ von Regina Mönch in der FAZ. Ein „Manifest philologischer Verstiegenheit“ sieht sie darin, mit dem die Autorinnen die „politische Debatte um den Islam hierzulande umdeuten in eine der Ignoranz vor großen Kulturleistungen des Orients“ (FAZ, 30.04.2007).

Ähnlich wie im Fall der „Bibel in gerechter Sprache“ scheint es den Autorinnen gelungen zu sein, durch eine umfassende Verknüpfung der Geschlechterfrage mit Geschichte und Gegenwart von Religion(en) die Gemüter in Wallung zu bringen. Allen Frauen, denen diese Verknüpfung am Herzen liegt, sei das Buch schon deshalb zur Lektüre empfohlen. Doch es gibt auch zwei Jahre nach seinem Erscheinen weitere Gründe, diese – wenn auch manchmal ausufernd materialreiche und komplexe – Studie zu studieren.

Religiöse Prägungen der Geschlechterordnungen im Gegenüber von Orient und Okzident werden hier einer umfassenden kulturwissenschaftlichen Betrachtung unterzogen. Insbesondere am Beispiel des Schleiers – aber auch an vielen anderen Weisen der Ent- oder Verhüllung zwischen Verbildlichung und Abstraktion – werden kulturelle Muster von Orient und Okzident ineinander gespiegelt. Dabei treten jene des Orients als geheimer Subtext der Selbstbilder des Westens zu Tage, als Inbegriff des eigenen verdrängten Anderen und Fremden.

Ein vermeintlich objektiver Blick des Westens auf die orientalische Kultur dient, so zeigen die Autorinnen, der Verhüllung von „unter dem Schleier“ verborgenen Wahrheiten. Genau hieraus resultiert die Aufregung rund um das Kopftuch und ein neu erwachtes islamisches Selbstbewusstsein, das gerade auch unter jungen und gebildeten Frauen zu beobachten ist: Eine im Westen verschleierte Wirklichkeit, nämlich jene der ansonsten verdeckt verhandelten Geschlechterordnung der eigenen Kultur, wird im Symbol des Schleiers offenbar. Im Schleier blickt die westliche Gesellschaft sozusagen „nackt“ auf ihre eigenen bisher verdrängten Prinzipien. Diese sind nicht ohne den Enthüllungsprozess des weiblichen Körpers im Verlauf des vergangenen Jahrhunderts und ebenso wenig ohne andere Schichten der Entblößung und Bemächtigung zu verstehen.

Christina von Braun und Bettina Mathes geht es nicht um die Rechtfertigung der Geschlechterordnung islamischer Kulturen. Vielmehr zeigen sie, wie das

Geschlechterverhältnis in Orient und Okzident auf grundlegend andere Weise geregelt wird, und wie Begegnungen und Überlagerung beider Kulturen – sowohl im Dienst an patriarchalen als auch an emanzipatorischen Interessen – zu interessanten neuen Kollisionen, aber auch Koalitionen führen können.

Dazu unternehmen die Autorinnen einen wahrhaft atemberaubenden Ritt durch Welten und Horizonte von Geschichte, Themen, Theorien. Bisweilen ist dieser Ritt durchaus „schwindelerregend“ zu nennen. Gelegentliches Tauseln bleibt dabei ebenso wenig aus, wie Stolperpartien oder Verstiegenheiten. Und doch wird die Reise für die Leserin zwar lang, aber nicht langweilig – führt sie doch Stationen zusammen, die in den letzten Jahren auch in anderen Zusammenhängen gelegentlich auf der Tagesordnung aktueller Debatten standen. Die Bedeutung oraler und schriftlicher Kultur mit ihren jeweiligen Auswirkungen auf Leiblichkeit und die Geschlechterordnung gehört ebenso dazu wie die Rolle des Sehens und die Entwicklung optischer Instrumente im Gegenüber zu religiösen und kulturellen Traditionen und ihren jeweiligen Geschlechterordnungen. Auch die unterschiedlichen Weisen des Wissens in Orient und Okzident kommen zur Sprache und deren verschiedenen Auswirkungen auf den Umgang mit Geld und Geschlecht. So kommen religiöse und kulturelle Tiefenstrukturen in den Blick, die eigentlich erst im Gegenüber und in der Abstoßung des einander Fremden offensichtlich werden können.

Letzteres mag als Absolution dafür gelten, dass die Studie trotz gegenläufigen Beteuerungen in *eine* Falle am Ende doch tappt: Sie bleibt bei einer polaren Gegenüberstellung von Orient und Okzident weitgehend stehen. Dadurch treten die vielen Überschneidungs- und Vermischungsformen in den Hintergrund, die es zwischen diesen Kulturen gerade dort gegeben hat, wo die Begegnung weniger durch koloniales Herrschaftsgebaren als durch gegenseitige Bereicherung und Befruchtung geprägt waren (und sind!).

Eine interreligiös und politisch engagierte Feministin würde sich wohl Auskünfte darüber wünschen, wie sich emanzipatorische Bemühungen in der Begegnung unterschiedlich geprägter Kulturen ergänzen und anregen können. Darin liegt aber weniger die Zielrichtung dieses Buches. Vielmehr unternehmen die Autorinnen den Versuch, Paradoxien der westlichen Kultur in Worten und Bildern zu präsentieren, um sie auf ihre eigenen Subtexte zurückzuverweisen. Dabei kommen scharfe Anfragen auf den Tisch: Etwa nach dem sehr unterschiedlichen Aufmerksamkeitsniveau, das Ehren- und sogenannte „Liebes“ morde, Zwangsheirat und Sextourismus oder

geschlechtsspezifischer Menschenhandel im Westen erfahren. Auch der Missbrauch feministischer Anliegen im Dienst an patriarchalen Interessen und der Ruf nach notwendiger Selbstaufklärung feministischen Denkens wird zu Gehör gebracht.

Die Lektüre dieses fast 500 Seiten starken Werkes fordert der geneigten Leserin die Bereitschaft ab, sich auf ungewöhnliche Perspektiven einzulassen. Auch mag sie sich gelegentlich fragen, ob hier ein ultimativer und umfassender Welterklärungsversuch aus der Geschlechterperspektive unternommen werden soll. Doch alles in allem liegt in diesem Buch ein äußerst spannender Impuls für neue Perspektiven auf die Genderdebatte im Dialog zwischen unterschiedlichen Religionen und Kulturen vor. Besonders interessant könnte die Reaktion kritischer und feministisch engagierter Musliminnen auf dieses Buch sein. Auf eine erneute Rezension durch eine von ihnen in einer der nächsten Ausgaben des Jahrbuches der ESWTR wäre ich neugierig.

Annette Mehlhorn (Rüsselsheim – Germany)

Annette Esser / Andrea Günter / Rajah Scheppers (Hg.), *Kinder haben, Kind sein, Geboren sein. Philosophische und Theologische Beiträge zu Kindheit und Geburt*, Königstein/Taunus, Ulrike-Helmer-Verlag 2008, 307 p., ISBN 978-3-89741-273-6, € 24,90 / CHF 44,00.

Der vorliegende Aufsatzband hatte mehrere Anlässe seiner Geburt. Eine wichtige Triebfeder des Nachdenkens stellte die (Selbst-)beobachtung einzelner Wissenschaftlerinnen zur erneuten Privatisierung des „Kinderthemas“ nach einzelnen Erfolgen seiner Vergesellschaftung in der Frauenbewegung dar. Dies bot Anlass, die Fragen nach Geburt und Gebären in den Mittelpunkt einer nationalen Tagung der ESWTR Deutschland 2006 zu stellen. In Reflexion und wissenschaftlicher Einholung galt es, das Thema neu zu besichtigen, und dabei auch vor der spirituellen Dimension der „Kinder Gottes“ nicht Halt zu machen. Daneben und dazu trat die Auseinandersetzung mit Hannah Arendt und ihrem Konzept der Geburtlichkeit pünktlich zu ihrem 100. Geburtstag.

Einen weiten Bogen haben die Herausgeberinnen damit gespannt. Nach biographisch gefärbten Erforschungen (in Abschnitt I: Kinder haben oder keine) werden Aspekte des Kindseins seit der Antike bis in die Gegenwart der Religionspädagogik aufgegriffen (in Abschnitt II: Kind sein – Kindheit).

Dann wendet sich das Nachdenken ganz unterschiedlichen Elternschaften zu (in Abschnitt III: Kinderhaben: Elternschaft, Gebären, Mutter sein) und nimmt schließlich in einem letzten Schritt das Konzept Hannah Arendts genauer in den Blick (Abschnitt IV: Gebürtigkeit, nicht nur bei Hannah Arendt).

Dabei wurden ganz verschiedene Stile des Darstellens gewählt: Die durch die Aufführungspraxis des Kabarettis während der Tagung pointiert überspitzten O-Töne von Frauen mit und ohne Kinder kommen neben detailgenauen Beobachtungen zu historischen Einzelfragen (wie etwa Ute Eisen, Spielen und Arbeiten – Kinder in der römischen Antike), meditativeren Annäherungen (z. B. Hanna Strack, Die Metapher vom Gewebe – Schwesternschaften mit einem Gedicht Hannah Arendts) und grundsätzlichen Themeneinblicken (wie Andrea Günter, Philosophie der Gebürtigkeit in ethischer Perspektive) zum Stehen.

Wer zwischen den Kapiteln spaziert, dem und der bieten sich spannende Entdeckungen, wie z. B. mir ganz neu über Johann Friedrich Starcks Gebetbuch für Schwangere zusammen die Vorstellung der Verborgenheit einer Leibesfrucht vor der Erfindung der modernen Medizin (in Christine Globig, Angst vor den Schmerzen, Angst vor dem Sterben – was kann da trösten? Seelsorge an Schwangeren im 18. Jahrhundert). Die Einladung zur Tour d'horizont ist also wirklich gelungen. Vielen einzelnen Überlegungen ist zu wünschen, dass an sie angeknüpft, mit ihnen weiter gedacht wird. Leider ist dem Band nicht zu genau zu entnehmen, welche Referate schon im Tagungszusammenhang gehalten wurden. Wo das Gespräch zwischen den hier Versammelten schon begonnen hat, hätte ich gerne gewusst.

Nicht wenige Zugänge legitimieren sich über die biographische Erfahrung der Schwangerschaft. In der Pluralität dieser Texte zeigt sich damit eine Spur, bei der nicht sicher ist, ob die Autorinnen sie legen wollten. Insgesamt nämlich erscheint die reale Leiblichkeit des Vorgangs der Geburt damit mächtiger in diesem Themenfeld weiter zu wirken als alle Kontexte, Umformatierungen und Gegenlesarten. Auch diesseits der Privatheit bleibt die Frage, wie normativ die Möglichkeit des Gebärens mit der Vorstellung von Frauen insgesamt zu verschränken ist bzw. verschränkt wird. Schade, dass zu dieser sehr grundsätzlichen Frage (die gewiss keine einheitliche Antwort erwarten lässt) keine Statements der Herausgeberinnen zu finden sind. Sie hätten die Möglichkeiten, in dem Buch flanieren zu können, noch wohltuend abgerundet.

Brigitte Becker (Boldern – Switzerland)

IV.4 Praktische Theologie, Spiritualität, Liturgiewissenschaft, Religionspädagogik, Homiletik, Ethik / Pastoral theology, teaching, homiletics, spirituality, liturgy, ethics / Teología pastoral, Espiritualidad, Liturgia, Pedagogía de la Religión, Homilética, Ética

Lamya Kaddor / Rabeya Müller / Harun Behr, *Saphir 5/6. Religionsbuch für junge Musliminnen und Muslime*, München: Kösel Verlag 2008, ISBN 978-3-466-50782-5, € 14,95

Das vorliegende Schulbuch ist das erste Unterrichtswerk für den islamischen Religionsunterricht der 5 und 6. Klassen. Es wurde nicht nur von den zuvor genannten Autoren erarbeitet, sondern auch von drei Lehrergruppen in Bayern, Niedersachsen und Nordrhein-Westfalen. Die das Judentum betreffenden Abschnitte wurden von der Berlinerin Rachel Herweg gegengelesen.

Da die bisher angelaufenen Modellversuche zum islamischen Religionsunterricht ohne ein eigenes Schulbuch auskommen mussten, wenn die Lehrer nicht zu im Ausland erarbeiteten Schulbüchern greifen wollten, wurde das nun vorgelegte Unterrichtswerk mit besonderen Erwartungen belastet.

Es muss daher auf Autoren wie Lektoren geradezu entlastend gewirkt haben, als sie in fast allen Medien gelobt wurden. Selbst aus der ansonsten eher skeptischen Ecke der politischen Nörgler ließ sich kaum etwas Kritisches hören. Der herausgebende Kösel Verlag konnte in jeder Hinsicht zufrieden sein, denn wann ist schon einmal ein Schulbuch und dann noch für den Religionsunterricht in den Feuilletons der überregionalen Zeitungen besprochen worden? Der „Saphir“, so lautet der Titel des Buches, erstrahlte, wie ihn sich PR-Abteilungen nur wünschen konnten.

Allein, die islamischen Verbände hielten und halten sich zurück. So erschien zu einer der Pressekonferenzen gerade einer von ihnen, ohne sich inhaltlich zu äußern.

In seiner Rezension hat der Nürnberger Hansjörg Biener den kritischen Punkt erfasst, als er schrieb, dass sich der Herausgeber und seine Autoren mit der Konzeption eine Gratwanderung leisteten. Da standen auf der einen Seite die ministeriellen und modernen didaktischen (Heraus-)Forderungen, die Kalam (christlich: Theologie) orientiert waren, und auf der anderen die Tradition der Orthopraxie der Muslime in den Moschee-Vereinen. Hinzu kamen die scheinbar unantastbaren Rollenverständnisse nicht nur der Geschlechter, sondern ebenso der Höflichkeitssysteme orientalischer Einwanderergeneration(en) und die Individuum betonte Normativität gesellschaftlicher Formlosigkeit in

den Aufnahmegesellschaften; und schließlich galt es die durch die Katastrophen des vergangenen Jahrhunderts sensibilisierte Haltung zur Pluralität zu beachten und die Einmaligkeit des geoffenbarten Glaubens zu bezeugen. Schließlich ist Mohammed für jeden Muslim der letzte Prophet.

Die Gratwanderung gelang wohl durch die verlegerische Routine bei den Photos, Bildern und den guten deutschen Texten, die dem Spiel zwischen Schüler(in) und Lehrer(in) zahlreiche Anregungen zum Fragen bzw. Nachfragen geben. Dies ist eine für den klassischen Koranunterricht ungewohnte Didaktik. Man wird daher abwarten müssen, wie die Vereine damit zu Recht kommen werden, wenn Jungen und Mädchen nicht nur eine Tradition befragen, sondern auch den ehrwürdigen Text.

Aus den Familien ist bisher keinerlei Reaktion zu hören. Die Lehrer, die bereits nach dem Buch unterrichten, berichten nur, dass die Eltern sich über den Unterricht freuen.

Man wird daher abwarten müssen, ab wann die Älteren auf die Aussagen der Schulbuchtexte reagieren. Das Problem ist nicht das Fragen an sich, sondern der Stil.

In jedem Koran-Unterricht kann gefragt werden, aber die Fragende fragt so, dass die (Glaubens-)Wahrheit nicht in Frage gestellt wird. Im Fragen moderner Didaktik nagt der prüfende Zweifel. Irrt der Lehrer, wenn er sagt, dass Haribo Gummibärchen haram (nicht erlaubt) seien? Gibt es kommunikativ vermittelbar vernünftige Gründe dafür?

Die Autoren des „Saphir“ haben den Edelstein am deutschen Alltag abgeschliffen. Die Folge ist, dass z. B. kaum „Orientalismen“ zu finden sind. So tragen zwar betende Mädchen ein Kopftuch, aber auf anderen Bildern sitzen oder spielen Mädchen mit und ohne Kopftuch miteinander bzw. mit den Jungen zusammen. Gleichzeitig sucht man vergeblich nach populären deutschen Aktivitäten gleich dem Schwimmen. So wird die Frage nach der werdenden Identität der Heranwachsenden in aller Behutsamkeit gestellt, ohne in die „Freizügigkeit“ hinüber zu gleiten. Es ist daher zu fragen, ob wesentliche Teile der Genderentwicklung allein dem Biologie-Unterricht überlassen bleiben sollen, der doch von den muslimischen Eltern seit langer Zeit problematisiert wird?

Diese nicht-konfrontative Grundhaltung der Autoren, um ein Wort des Nürnbergers Johannes Lähnemanns aufzugreifen, trägt vor allem dort, wo es um die Vielfalt der Religionen geht. So wird auf den Seiten 112 und 113 die kalamische, theologische Aufforderung zum Lesen, *iqra*, in einer Weise umgesetzt, die alle Grundsätze heutiger Didaktik und gesellschaftlicher Normativität

gleichwertig zur Geltung bringt: Jüdische Jungen lesen aus der Thora, Jungen und Mädchen stehen am Altar, die Hände eines Blinden lesen, Mädchen mit und ohne Kopfbedeckung lesen; und optisch mittig gesetzt wird das Wort „al-Qufan“ erläutert. In anderen islamischen Religionsbüchern taucht mindestens in diesem Kontext das Bild einer islamischen Autorität auf, die meist einem Jungen beim Lesen hilft. Die Saphir Autorinnen und Autoren verweisen auf die Eltern der Jungen und Mädchen, aber andere religiöse Bezugspersonen sind nicht einmal bei der Frage nach den Vorbildern zu sehen. Die Jungen und Mädchen, an die sich dieses Religionsbuch wendet, sind und bleiben auf sich gestellt, wobei der Lehrer bzw. die Lehrerin als Moderator(in) im Hintergrund steht. Es ist eben ein deutsches Schulbuch, dessen Lektüre eine Reihe von Fragen provoziert.

So findet man keinen Hinweis auf den Umgang mit Rückfragen aus der Familie bzw. der Moschee z. B. hinsichtlich der Sunna. Dabei muss man nicht gleich an die großen Rollenkonflikte denken, sondern vielfach geht es um so schlichte Dinge wie den Verzehr von Süßigkeiten, die die einen für haram erklärt bekommen und die anderen nicht. Die non-konfrontative Grundhaltung der Autoren verlagert insbesondere bei jungen Frauen die Konfliktlösung in die Identitätssuche der reifenden Persönlichkeit. Ein Blick in die Blogs junger Muslima macht die Schwierigkeiten deutlich. Daher kann man den Lehrerinnen und Lehrern nur empfehlen, an Elterabenden den „Saphir“ in die Hand zu nehmen, um von seinen Texten aus das Gespräch zu suchen. Anregungen gibt es genug.

Dieser Gedanke führt zum zweiten Fragenkomplex: dem Lehrerhandbuch bzw. der Lehrerfortbildung. Letztere fand bisher an den Lehrstühlen für islamische Pädagogik statt, an denen kaum Frauen tätig waren. Und wer den schulischen Alltag kennt, der weiß, wie abhängig jeglicher Unterricht von der Persönlichkeit des/der Unterrichtenden ist. So kann der Unterricht non-verbal die Absichten einer Rahmenrichtlinie und eines Schulbuches konterkarieren. Auch im Religionsunterricht lässt sich diskriminieren, da hilft selbst das beste Schulbuch nicht. Ein gutes Lehrerhandbuch vermag hier zu helfen.

Mit dem „Saphir“ ist „der“ Islam in der Wirklichkeit der Schule angekommen, was nicht nur für das Klassenzimmer gilt, vielmehr ebenso für die Gespräche im Kollegium. Dort begegnet die Religionslehrerin bzw. der Religionslehrer nicht nur dem deutschstämmigen Kollegen, sondern auch dem türkischstämmigen des muttersprachlichen Unterrichtes, der sich an ein anderes Curriculum gebunden fühlt, in dem die Religion (vielleicht) keine Bedeutung hat. Und er steht vor der Herausforderung für die Schulbibliothek den „Saphir“ ergänzende Literatur zu bestellen, die die Aussagen bisheriger Schulbücher korrigiert bzw. ergänzt.

Wenn die religiöse Distanz betonende Attitude das eine Ende einer Dimension der Einstellung zum Islam ist, dann stehen die Vertreter eines Ilmihal (orthopraktischer Katechismus) für das andere. Die Autorinnen und der Autor des „Saphir“ haben keinen Ort in dieser alten Dimension. Sie versuchen eine eigenständige Sichtweise auf den ihnen teuren Glauben, die dem Islam und den Muslimen in diesem Lande eine Zukunft öffnet, anzubieten. Dazu zählt die Diskursfähigkeit der heranwachsenden Muslime. Und sie steht im Zentrum der Bemühungen der Herausgeberinnen und Herausgeber.

Wolf D. Ahmed Aries (Hannover – Germany)

Gisela Matthiae / Renate Jost / Claudia Janssen / Antje Röckemann / Annette Mehlhorn in Verbindung mit Kristin Bergmann, Angelika Fromm, Mieke Korenhof, Anna-Karena Müller, *Feministische Theologie. Initiativen, Kirchen, Universitäten – eine Erfolgsgeschichte*, Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2008, 405 p.; ISBN 97808032, € 39,95

This collaborative book project documents the thirty year history of feminist theology in Germany and assesses its successes (and failures) at institutionalization. Feminist theology, the editors assert in the introduction, has taken root in three different institutional contexts: the churches, the universities and at the grassroots in the form of feminist networks and autonomous organizations. Feminist theology developed within this “velvet triangle” of the patriarchal structures of church(es) and academia and/or in newly forged organizations, such as women’s bookstores, publications and publishing houses, feminist retreat centers and support networks. The theoretical framework of “velvet triangle” (p. 378-383) is exceptionally helpful to assess the institutional niches in which feminist religious thought and practice has flourished.

The idea for this project was hatched by the Aktionsbündnis *Tempo*, an alliance of activists committed to speed up the pace of institutionalization in German theology departments and concerned over budget cuts in the churches that disproportionately affect women’s projects. Feeling alarmed by the backlash, the “action alliance” decided to conduct a broad analysis of past successes and failures at institutionalization. To do this, they set out to retrace projects, collect names, dates, and initiatives in order to gain a comprehensive lay of the land. As a historical documentation project, this book could not have come at a better time. Much of the movement’s history is oral and subject to the vagaries of memory. Few feminist activists had bothered to archive relevant

materials, to record the administrative decisions or document changing leadership. Now that memory begins to fade and there is no longer any one person who could possibly overlook the various initiatives and programs, this history was (once again) threatened by erasure: it took 60 authors to (re)assemble the histories of various projects and the ensuing synopsis provides compelling proof of the enormous productivity and enterprising creativity of feminist theologians over the last decades.

What lessons emerge from this comprehensive data gathering? Most striking from the perspective of this American reviewer is the extent to which politics and institutional structures shape the possibilities of individual feminist generativity. For Protestant women, faced with stiff resistance from academic theology department, the ordained path into church ministry proved to be most hospitable. Feminist Protestant clergy initiated multiple support networks and developed feminist resources for congregations that have transformed the nature of the church. The few Protestant theology department (only 7%-12% of university faculty are female) that are offering courses in feminist theology, do so because the Protestant churches has provided financial resources and mandated the establishment of endowed chairs. In the absence of external funding, university departments have successfully rebuffed feminist theology, maintaining masculinist environments and androcentric theological orientations. For Roman Catholic women, given the lack of progress on women's ordination, academic theology remain attractive despite enormous (and increasing) hurdles put up by the Vatican and Roman Catholic hierarchy. Some university departments provide feminist theology through adjuncts or on rotating lecturer appointments, arrangements that actively discourage younger women from pursuing feminist theological scholarship.

This dismal academic situation, however, also explain the vibrancy and dynamism of "grassroots" feminist initiatives, such as retreat centers, workshops, networks and publishing houses. In contrast to the United States where feminist theology has comfortably (?) been absorbed by academia, European feminists continue to depend on and to support a variety of autonomous organizations. In the US, feminist theologians gather within the framework of mainstream professional associations such as the AAR (American Academy of Religion). This professionalization has turned time into a most precious commodity and the demands of scholarly productivity undermine the community-oriented and political aspects of feminist theology.

The notion of the "velvet triangle" helps to explain the state of feminist theology in different cultural, political and economic contexts. In countries,

where the university remains inhospitable, the churches provide the niches for feminist theology (and vice versa); where access to church employment remains blocked, grassroots initiatives prevail; when the economy threatens the survival of autonomous institutions, another vectors of the triangle will be emphasized. Success will be measured by feminist theology's continued flexibility in responding to shifting conditions and changed circumstances. Knowing how successfully feminist theology organized along the three vectors of the "velvet triangle" is very encouraging and gives rise to the hope that the movement will be able to navigate the looming challenges on both the national (German) and global levels in the future.

Katharina von Kellenbach (Maryland – USA)